

Die Stufung struktureller Subsysteme stellt das Thema Basis-Überbau, erlaubt, es aus naiv-dogmatischen Entgegensetzungen herauszuführen und das Programm einer Freisetzung der Diskussion über Werte zu begründen, die doch nicht ihrerseits nun Subsysteme wie Wirtschaft und Politik idealistisch vergewaltigen, sondern sie ebenso ihrer Eigengesetzlichkeit freigeben will, wie sie sich selbst nicht als obersten Wert bzw. als Ort monistischer Wertsetzung mißverstehen, sondern sich als gemeinsame Minimalbasis weißt, die als solche zur konkreten Gestaltung eines Gemeinwesens nicht ausreicht.

Von hier aus läßt sich differenziert das Verhältnis von Staat und Gesellschaft behandeln

(differenziert schon gemäß den unterschiedlichen Bedeutungen von „Staat“) – und läßt Hegels Konzept der Ineinsetzung von strukturellen mit korporativen Subsystemen sich aus seinem Prinzip kritisieren, nämlich dem Verständnis von Andersheit als Negativität. Den Abschluß bildet, als Rück- und Vorblick, eine Besinnung auf Theorie und Praxis, die sich wechselseitig einschließen, ohne sich einander überordnen zu dürfen.

Das Reflexionsniveau der Erörterung, in Diskussion mit Hegel und Fichte, Luhmann, Parsons und Habermas, verlangt dem Leser einiges ab. Doch der Gewinn lohnt die Mühe (und ist billiger wohl kaum zu haben).

J. Splett

Ökumene

QUADT, ANNO: *Gott und Mensch*. Zur Theologie Karl Barths in ökumenischer Sicht. München: Schönigh 1976. 421 S. (Abhandlungen zur Philosophie, Psychologie, Soziologie der Religion und Ökumenik. NF 34.) Kart. 39,50.

Eine Anzeige dieser umfangreichen, ausgesprochen wissenschaftlich-theologischen Spezialuntersuchung hier mag Fragen provozieren. Ihr Gegenstand – die Theologie Karl Barths – rückte im letzten Jahrzehnt eher in den Hintergrund; das ökumenische Gespräch, zumal auf theologischer Ebene, war in dieser Zeit weithin anders orientiert. Dennoch bringt diese Arbeit Möglichkeiten zur Sprache, die für Ökumene bedeutsam werden könnten. Die eine liegt im Beispiel eines differenzierenden Dialogs über Denkformen und Denkvoraussetzungen; damit dürfte die Phase überwunden sein, in der allzu direkt Positionen verglichen und Übereinstimmungen festgestellt wurden – ohne daß dies (warum?) echte ökumenische Konsequenzen nach sich gezogen hätte. Vielleicht war hier nur die früher gängige Art kontroversthologischer Absetzung umgekehrt worden. Die zweite Möglichkeit eröffnet sich durch den bewußten und breiten Rückgriff auf katholisch-theologische Tradition, namentlich auf Thomas von Aquin.

Bevor Quadt diese Möglichkeiten in den Blick des Lesers rückt, mutet er ihm einiges an Arbeit zu. Eine umfangreiche „Darlegung“ (15–150) führt thematisch aufgebaut und ausführlich durch Zitate belegt ein zusammenhängendes Bild der Theologie Barths vor. Die fünf Kapitel dieses Teils spannen ihren Bogen von „Gott“ über „Christus“, „Existenz“ und „Gericht“ zur „Erwählung“ des Menschen, so schon den Titel der ganzen Untersuchung füllend. Der zweite Teil ist „Diskussion“ überschrieben (151–269) und erarbeitet zunächst die formalen (Unterscheidungsebene), dann die inhaltlichen Fragen (Konsequenzen für den formulierten Glauben) bisheriger Auseinandersetzung katholischer Theologen mit Barth. Verdeutlichend kommen auch protestantische Gesprächspartner zu Wort, doch dürfte schon in diesem Zusammenhang das Hauptgewicht auf der Klärung einer Reihe sachlicher Fragepunkte im Denken des Thomas von Aquin liegen. Ein dritter Teil „Dialog“ (271–359) schließt die Studie ab. Hier bestimmen die oben genannten Möglichkeiten. Schwerpunkte liegen auf der Klärung des Analogieverständnisses bei Erich Przywara und Thomas von Aquin sowie des Lehramts und der Unfehlbarkeit in Abset-

zung von H. Küng. Der Dialog richtet sich demnach mehr nach innen, an die katholische Adresse, sozusagen um tragfähige Voraussetzungen für das Gespräch mit Barth zu schaffen.

Quadts Wertung geht wie schon seine Darstellung differenzierend und spezifizierend voran. Vor allem sucht er die Ebene der Glaubensfragen und die der Denkformen bzw. Denkvoraussetzungen sauber zu unterscheiden. Ob das in der hier versuchten Weise wirklich durchzuhalten ist, wird sich ausweisen müssen. Die Art dieser Differenzierungen läßt die scholastische Herkunft nicht verkennen. Zu einem vollen Verständnis der Argumente scheinen darum Grundkenntnisse scholastischer Philosophie unerlässlich. Das gilt

nicht zuletzt für die Begrifflichkeit all der bis ins Detail erarbeiteten Schwierigkeiten um eine rechte Deutung der Analogie. Quadts stützt sich für seine Interpretation neben Thomas von Aquin anerkennenswerterweise auch auf neuere Theologen wie G. Söhngen und H. Bouillard, lehnt aber Deutungen E. Przywaras und H. U. von Balthasars ab. Ähnlich weist er in der Frage der Rechtfertigung und der Unfehlbarkeit die Position H. Küngs zurück. Der so abgesteckte Dialog darf Aufmerksamkeit und Interesse beanspruchen trotz der Mühe, die er dem Leser abverlangt, trotz mancher Fragen, die gerade im Blick auf Barth, im Blick auf die Welt von heute, im Blick auf die gegebene ökumenische Lage bleiben.

K. H. Neufeld SJ

ZU DIESEM HEFT

In Frankreich und Deutschland gab es, von unterschiedlichen Voraussetzungen her, eine christliche Literatur von hohem Niveau. Dieses reiche Schrifttum ist im Lauf einer Generation auf wenige, letzte Titel zusammengeschmolzen. HANNO HELBLING, Redakteur an der Neuen Zürcher Zeitung, fragt nach den Gründen dieser Entwicklung.

GERTRUD FUSSENEGGER untersucht den Begriff „Menschenwürde“, die Leitformel der letzten Jahrzehnte: seine Herkunft, seinen Gehalt, seine Entwicklung und die Bedrohung, der er durch die Entleerung des Begriffs „Würde“ und die Wandlungen des Menschenbilds ausgesetzt ist.

Die Religion bietet sich dem Betrachter in einer verwirrenden Menge von vereinzelt Aspekten und Phänomenen dar. Die Religionssoziologie versucht, das Phänomen der Religion auf einen Begriff zu bringen. FRIEDHELM MENNEKES analysiert die Haupttypen dieser theoretischen Entwürfe.

Die Erfahrung des Bösen steht in der christlichen Tradition immer in Zusammenhang mit Teufel und Dämonen. Eine Reihe katholischer Theologen bestreitet diese Lehre. Sie sehen im Teufel kein real-personales Wesen, sondern eine Personifikation der Mächtigkeit des Bösen. Müssen also Christen an den Teufel glauben? WOLFGANG BEINERT, Professor für Dogmatik an der Universität Bochum, versucht eine Antwort.

JÖRG SPLETT, Philosophieprofessor an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen in Frankfurt, verteidigt das heute vielfach angegriffene Prinzip der Monogamie. Die Ehe gründe in der Einzigartigkeit des Menschen und könne nur um den Preis des Personseins, ja der Menschlichkeit des Menschen überhaupt, aufgegeben werden.